

**studi
germanici**



5 20**14**

Ein kleiner Ort

Gerhard Köpf

Vor vielen Jahren unternahm ich, gleich nach Abschluss meines Studiums, eine Reise in den Süden Italiens und kam auf meinen Wanderungen an der Fußspitze des Stiefels eines Tages in ein Städtchen namens Melicuccà. Zwar habe ich diesen kleinen Ort, der damals nicht mehr als gut fünfhundert Einwohner gezählt haben mag, nur ein einziges Mal besucht, bin aber später im Leben gedanklich noch oft an ihn zurückgekehrt.

Melicuccà liegt knapp 50 Kilometer nordöstlich von Reggio Calabria an der Nordseite des Aspromonte im Tal des Flusses Torbolo. Die Nachbargemeinden tragen so schöne Namen wie Bagnara Calabria, San Procopio, Sant'Eufemia d'Aspromonte und Seminara. Die ausgeblutete Gegend ist von großer Armut gezeichnet, und man darf dort außer einer Burg und einem interessant gearbeiteten Taufbecken in der Pfarrkirche keine größeren sehenswerten Kulturdenkmäler oder touristische Attraktionen erwarten. Die vielfachen Entbehrungen und das karge Leben haben die Gesichter der Menschen geprägt, die wie aus grobem Stein gehauen erscheinen und einem eine Ahnung davon geben, wie unsere Vorfahren in grauer Vorzeit ausgesehen haben mögen. So arm diese Menschen aber auch sein mögen, so sehr haben sie eine fast kindlich anmutende, mit anrührendem Pathos unterlegte Achtung vor allem, was mit Kultur, Kunst und Poesie zu tun hat. Und wenn sie darüber wie von etwas Fremdem, ja Unerreichbarem sehnsuchtsvoll sprechen, so eignet ihren Worten bisweilen eine eigenartig getragene Überhöhung, die einem kühlen Nordeuropäer gänzlich fremd erscheint.

Da ich mich von den Strapazen der Wanderung ein wenig erholen wollte, beschloss ich, in Melicuccà Quartier zu nehmen und mietete mich in einem Albergo ein, zu dem, im Erdgeschoss, auch eine Trattoria namens *Pastello* gehörte. Kaum hatte ich mein Zimmer bezogen und im Haus meine Mahlzeiten eingenommen, wurde ich von der Wirtin, einer Witwe namens Bordoni, wie ein Familienmitglied umsorgt. Schließlich komme nicht jeden Tag ein Ausländer ins Städtchen. Ich wurde ebenso geschickt wie ausgiebig über mein Woher



und Wohin ausgefragt und stand angesichts der herzlichen Gastfreundschaft gerne Rede und Antwort.

Ein Wort gab das andere, und so erfuhr ich von Signora Bordoni eines Abends eine seltsame Geschichte, die sie mir vermutlich nur deshalb erzählt hat, weil ich ihr etwas verschämt angedeutet hatte, ich sei ein junger deutscher Schriftsteller, der zum ersten Mal nach Italien reise und beabsichtige, darüber ein Buch zu schreiben. Wenn die Menschen dort so etwas hören, fallen sie sogleich in eine Art Staunen, das getragen ist von der Hoffnung, in dem Buch vorzukommen und dadurch auf geheimnisvolle Weise, wie mit dem Zauberstab im Märchen, von ihrem Elend erlöst zu werden. Und zu diesem Fest, so malen sie sich dann in ausufernden Phantasien gestenreich vor, sängen die Zikaden, und die Eidechsen huschten im Reigen über die heißen Steine.

Ich sei übrigens beileibe nicht der erste Schriftsteller, der sich auf geheimnisvolle Weise von dem Städtchen Melicuccà inspiriert fühle, denn diese Mauern übten offenbar besonders auf Poeten eine rätselhafte Anziehung aus. Sätze voller Schönheit und Schwermut legten ein beredtes Zeugnis davon ab. Woran das liege, habe sie, ihres Zeichens Lehrerin, Posthalterin und Pensionswirtin, zwar noch nicht herausgefunden, doch sei sie der Sache dicht auf den Fersen und der Lösung des Rätsels nah wie nie zuvor.

Also sprach die Witwe Bordoni, die schon frühmorgens im Nachthemd aus weißem Bauernleinen am Küchentisch saß und las, vormittags die Kinder in der Schule unterrichtete, wegen ihres Fernwehs am liebsten Geographie, nachmittags das Postamt bediente, abends aber in ihrer bescheidenen Trattoria ihre Gäste umgarnte, aushorchte, mit der Geschwindigkeit eines Lastkahns bediente, einheimische Speisen auftischte und diese mit kreuzqueren Geschichten aus Melicuccà würzte.

*

In jenen fernen Tagen, als die großen europäischen Versicherungen begannen, zur Erschließung neuer Märkte in die ärmeren Regionen vorzudringen, schickte die *Prager Allgemeine Unfallversicherungsanstalt* ihren Agenten Franz Kafka in den Süden Italiens. Man



wusste nämlich von ihm, dass er über ein Jahr bei den *Assicurazioni Generali* gearbeitet und dort solide Kenntnisse des Italienischen erworben hatte. Der junge Mann kannte sich nicht nur in der industriellen Produktion und Technik aus, sondern machte sich auch durch konstruktive Vorschläge zur Erarbeitung von Unfallverhütungsvorschriften rasch einen Namen. Längst war er als Konzipist mit der Einstufung verschiedener Industriebetriebe in diverse Gefahrenklassen, mit Dienstreisen nach Nordböhmen, Betriebsbesichtigungen sowie mit Informationsvorträgen für Betriebsleiter betraut worden. Sogar Gerichtstermine hatte er als Gutachter für seine Versicherungsgesellschaft wahrgenommen.

In Anerkennung seiner besonderen Leistungen hatte man ihn innerbetrieblich mehrfach rasch befördert und schließlich zum Obersekretär ernannt. Die Führungsebene wusste seinen versicherungsmathematischen Einfallsreichtum, seine juristische Flexibilität und Findigkeit sowie seine versicherungstechnische Kreativität zu schätzen. Er selbst bekannte mehrfach im Gespräch mit seinen Vorgesetzten, wie leicht ihm die Arbeit von der Hand gehe und ließ sogar durchblicken, er fühle sich intellektuell gelegentlich unterfordert. Seine Arbeits- und Rechenschaftsberichte lasen sich tadellos. Die stille Teilhaberschaft an der Asbestfabrik seines Schwagers jedoch interessierte ihn weniger, obgleich er bei den Arbeitern wegen seiner ruhigen Art, seiner gleichbleibenden Gelassenheit und seiner tadellosen Umgangsformen durchaus beliebt war.

Aufgrund der veränderten Geschäftslage im Versicherungswesen durch den Ersten Weltkrieg erwarb er zusätzliche Qualifikationen im Bereich der Rehabilitation und Umschulung von Schwerverwundeten. In seiner Personalakte wurde František Kafka als "unersetzliche Fachkraft" geführt, wodurch ihm, der bei der Musterung zunächst militärisch voll verwendungsfähig eingestuft worden war, der Dienst an der Front erspart blieb. Wenige Jahre später aber erkrankte er an Lungentuberkulose, doch die Firmenleitung sperrte sich gegen eine Frühverrentung dieses wertvollen Mitarbeiters und schickte ihn stattdessen, gewissermaßen kompensatorisch "zur Erholung", ausdrücklich im Auftrag des Unternehmens nach Süditalien, um dort die versicherungstechnische Lage zu sondieren und neue Märkte zu erschließen.



Ehe er seine Tätigkeit in Reggio Calabria aufnehmen wollte, wanderte Kafka für einige Tage im Pollino-Gebirge, das zum größten Nationalpark Italiens gehört. Seine höchsten Berge, die mitunter seltsame Namen tragen wie “Coppola di Paola” (Mütze der Paola), “Serra del Prete” (Gebirge des Priesters) oder “Serra Dolcedorme” (Gebirge des süßen Schlafs), verlaufen nicht in nord-südlicher, sondern in west-östlicher Richtung. Die Region verfügt über ausgedehnte Buchenwälder, Weißtannen und die seltene Panzerföhre, deren Silhouette das Emblem des Pollino-Nationalparks bildet.

Ein plötzlicher, für diese Gegend gänzlich ungewohnter Kälteeinbruch mit tagelangen Regenfällen jedoch machte innerhalb kürzester Zeit das Gelände gefährlich, denn die Landschaft wird von zahlreichen Flüssen wie dem Peschiera oder dem Mercure durchzogen: eigentlich ein Paradies für Forellen, Fischotter und Salamander. Das Wasser fließt über Klippen und Fälle entlang eines ehrwürdigen alten Baumbestandes, wo sich Murmeltiere, Steinmarder und Iltisse tummeln. Besonders im Gedächtnis geblieben wird Kafka das Tal des Raganello mit seinem über 30 km langen Sturzbach geblieben sein. Der Wanderer aus Prag durchstreifte weitläufige Hochweiden, lag in lieblich grünen Tälern und studierte die Wolken. Durch Erosion waren hier im Laufe der Jahrtausende spektakuläre Schluchten entstanden. So fallen zum Beispiel die Wände der “Gola del Raganello” hunderte von Metern in die Tiefe. Daneben gibt es erstaunliche Höhlen, wie etwa die “Grotta di San Paolo” oder die “Grotta Romito” mit steinzeitlichen Felsritzzeichnungen von Urrindern, die mittlerweile in jeder besseren Kunstgeschichte abgebildet sind. Die miserable Schlechtwetterfront jedoch verwandelte den gesamten Landstrich im Handumdrehen in eine ekelhafte Waschküche, in der man die Hand nicht mehr vor den Augen sehen konnte. An eine Fortsetzung der Wanderung war unter diesen Umständen nicht länger zu denken.

Leider erkältete sich der wie gewöhnlich zu leicht gekleidete Kafka heftig und bekam rasch hohes Fieber, so dass er gezwungen war, hier in Melicuccà im einzigen sogenannten Hotel dieses trostlosen, scheinbar von Gott und den Menschen verlassen wirkenden Nestes ein Zimmer zu nehmen und nach einem Arzt zu schicken.



Der muffige Raum, den man dem bleichen und dünnen Fremden mit den leicht gläsernen tiefen Augen eines Fiebernden angewiesen hatte, bestand aus einem Bett mit hoch aufgetürmter klammer Wäsche, einem dunklen Eichenschrank, einem Nachtkästchen und einem seltsam majestätischen Ohrensessel. Bilder hingen keine an den Wänden, dafür krabbelten jene kleinen Tierchen umher, die erst bei feuchtem Mauerwerk emsig werden. Der Regen fiel ohne Unterlass, ein scharfer Wind fegte wie mit harter Hand durch die engen Gassen und drückte die Temperatur. Es kann selbst in Kalabrien am unteren Ende des italienischen Stiefels unwirtlich und empfindlich kalt werden.

Schon eine halbe Stunde später, nachdem Kafka seine Bitte nach einem Arzt geäußert hatte, erschien ein kleines schwitzendes Männchen, über dem Arm einen tiefenden Regenschirm, mit schräg auf dem Kopf sitzendem Hut, dickem, zweireihig geknöpftem Wollmantel, mit wuchtiger Brille und einer enormen Aktentasche, stellte sich feierlich und zugleich verlegen von einem Bein auf das andere tretend als Doktor Lorenzo Calogero vor. Er nahm den Patienten kurz in Augenschein und sagte halblaut: "Deine Wunde ist so übel nicht". Der Landarzt wies die in ehrfurchtgebietendes Schwarz gehüllte schweigende Wirtin an, dem Patienten in Essigwasser getauchte Wadenwickel zu machen und diese stündlich zu wechseln. Sie habe weder Wickel noch Essig, wandte die Alte ein, doch der Doktor antwortete: "Man weiß nicht, was für Dinge man im eigenen Haus vorrätig hat". Dann machte er sich ohne viel Umstände daran, sich, gänzlich angekleidet, wie er war, neben den Patienten ins Krankenbett zu legen und Kafka mit seinen teigigen Wurstfingern eine hurtig aufgezugene, mit einem angeblich selbst hergestellten Präparat gefüllte Spritze ins Hinterteil zu jagen. Dies geschah auf so ungeschickte Weise, als liege seine letzte Injektion Jahre zurück.

Man merkte dem Doktor an, wie froh er war, sich seiner ärztlichen Pflicht so rasch wie nur möglich entledigen zu können, denn er erhob sich wieder aus dem Bett, ordnete seine Kleider, rückte den majestätischen Ohrensessel in die Nähe von Kafkas Krankenlager, setzte sich, schien kurzfristig sogar darin zu versinken und begann, geheimnisvoll und ostentativ zugleich, wie um Aufmerksamkeit hei-



schend, in seiner Aktentasche zu kramen. Diese grob rindslederne, fleckige und abgegriffene Aktentasche kam dem kranken Franz Kafka unverhältnismäßig groß vor, was vielleicht auch an der Kleinwüchsigkeit seines medizinischen Beistandes gelegen haben mag. Es war keine der üblichen bauchigen Arztaschen, die mit einem Griff zu öffnen sind, sondern sie hätte besser zu einem Büroboten oder Notariatsschreiber als zu einem Landarzt gepasst.

Der Wind pffiff um das Haus, es prasselte von den Dächern, irgendwo schlug aufdringlich ein loser Fensterladen, und der dichte graue kalabresische Landregen wollte nicht aufhören, unentwegt gegen die Scheiben zu rauschen. Kafka fror, und ihm war heiß zugleich. Schweißperlen bildeten sich auf seiner Stirn: ein Zustand, in dem man sich wünscht, wie ein Kind in einen schützenden Arm genommen zu werden und sich über Nacht einfach ganz schnell gesund schlafen zu können.

Während Kafka am ganzen Körper zu schwitzen begann und schlaflos durchzitterte Stunden vor sich befürchtete, fing dieser Doktor Calogero unvermittelt an zu plaudern und putzte dabei mit einem schmutzigen Taschentuch seine verschmierte Brille. Er hatte eine freundliche, fast kindliche Stimme, wie überhaupt etwas rührend Kindliches von ihm ausging. Offenbar galt seine Liebe nicht dem edlen Waidwerk, wie man es in dieser Gegend bei einem gebildeten Mann vermutet hätte, sondern vielmehr der Poesie, denn er fragte Kafka sogleich nach Rilke, und noch ehe dieser ein Wort sagen konnte, fing er auch schon an, mit unverkennbar italienischem Akzent den *Archaischen Torso Apollos* zu zitieren: "Wir kannten nicht sein unerhörtes Haupt, darin die Augenäpfel reiften ..." Und von Rilke ging's schnurstracks weiter zu Max Dauthendey: "Überall blüht nun die Liebe/ Lass uns in die Gärten gehen ... wo die Schritte und die Worte nicht mehr eilen/ Wo die Träume unter weißen süßen Bäumen/ Wie in lauter Wolken weilen".

Kafka wunderte sich, bei einem italienischen Bauern doktor auf derartige Kenntnisse zu treffen. Deshalb hielt er sein Erstaunen nicht zurück, lobte die stupende Belesenheit Doktor Calogeros und machte ihm, unterbrochen von einem heftigen Husten- und Niesanfall, unverhohlenen Komplimente. Der Arzt wurde daraufhin ziem-



lich verlegen, kramte weiter in seiner Aktentasche, indes sein Blick durchs Fenster ging, hinaus auf die Burgruine, die sich direkt über der kleinen Pension auf einem Hügel auftürmte und mit ihrem verwitterten Gestein prächtig zu dem scheußlichen Wetter passte.

Ich weiß, wer Sie sind, sagte der kleine Italiener, und ich weiß, dass Sie auf der Flucht sind. Man kennt Sie, mein Herr Versicherungsagent. Von ihnen war schon die Rede in der Stadt, noch ehe Sie kamen. Deshalb versuchen Sie zu fliehen. Es wird Ihnen nicht gelingen, denn von Ihnen weiß man alles. Von mir dagegen weiß die Welt nichts. Sie hat mich nie zur Kenntnis genommen und meine zerbröckelnden Zweizeiler ignoriert. Doch ich gleiche dem schwelenden Werden eines Baumes. Und während er dies mit erstaunlicher Heftigkeit kundtat, zerrte Doktor Calogero einige großzügig beschriebene Manuskriptseiten aus seiner Aktentasche, fuchtelte mit diesen hektisch und nervös vor Kafkas Augen herum, als sei dieser der Kurzsichtige und nicht er, und er sagte mit lauter und erregter Stimme, dies seien nur einige wenige Ergebnisse seiner umfangreichen literarischen Arbeit, die ihn einstmals so berühmt machen werde wie Rilke, ja berühmter noch sogar als Dante. Dabei sprach er derart hastig, dass es Kafka unmöglich gewesen wäre, auch nur mit einer Silbe des Einspruchs dazwischen zu gehen. Er schreibe bereits seit seiner Jugend, ereiferte sich der Arzt, doch habe sich bislang kein Verleger für seine Kunst gewinnen lassen. Kein Wunder, es seien ja samt und sonders keine Verleger alten Stils mehr, die sich ihrer Verantwortung gegenüber der Poesie bewusst seien, sondern nur noch geldgierige und seelenlose Geschäftemacher, mithin Gauner und Dilettanten, die heute den einflussreichen Verlagshäusern vorstehen würden. Oder Hochstapler, die sich selbst für Dichter hielten und nur deshalb den Verlag leiteten, um ihre eigenen Elaborate unter das Volk zu bringen. Ob man das im Norden jenseits der Alpen wohl ebenso kenne? Kafka widersprach heftig. Es sei ihnen letztlich egal, ob sie Hühnerfutter verkauften oder Oden. Hauptsache, die Kasse klinge. Von der hohen Literatur hätten sie allesamt keine Ahnung, fuhr Calogero mit Eifer fort. In seinem deutschen Wörterbuch, das er gelegentlich bei seiner Lektüre der Werke Hölderlins konsultierte, stehe der Begriff "Verleger" nicht ohne Zu-



fall in verdächtiger Nähe zu jenem von “Verbrecher”. Nur wenige Zentimeter würden sie trennen. Er habe diese spezielle Entfernung im Leben mehrfach abgemessen.

Doktor Calogero, dessen ärztliches Verhalten durchaus nicht Kafkas Vorstellungen von einem italienischen Landarzt entsprach, ereiferte sich immer mehr, weswegen Kafka ihn bat, sich mit Rücksicht auf seinen angegriffenen Zustand doch etwas zu beruhigen. Er könne ihm gerne die Geschichte seiner Enttäuschungen erzählen, möge dabei jedoch bitte weder schreien noch mit seinen Papieren vor seinem Gesicht herum wedeln. Doktor Calogero entschuldigte sich daraufhin wortreich und schüttete den gesamten Inhalt seiner überdimensionalen Aktentasche auf Kafkas Krankenbett aus. Neben dem Stethoskop, dem eine reinigende Politur nicht geschadet hätte, einem mit einem Gummiband zusammengehaltenen Etui für Spritzen und Ampullen sowie einem primitiven, schmutzig wirkenden Stauschlauch lagen zahlreiche Papiere herum, die offenbar jene poetischen Meisterwerke enthielten, die geeignet sein sollten, dereinst den Namen Calogero über jenen von Dante zu stellen.

Die Geschichte, die der verzweifelte Landarzt zu erzählen begann, war jedoch weit entfernt von Lorbeer, Ruhm und Parnass. Sie begann mit der Beteuerung, der Name Calogero habe durchaus Bedeutsames zu tun mit jenem Don Calogero aus dem *Gattopardo* des sizilianischen Fürsten Lampedusa, jenem leider eher unsympathischen Don Calogero Sedara, diesem aufstrebenden und neureich umtriebigen, politisch bauernschlauem Vater der schönen Angelica. Bei dieser Gelegenheit wolle er übrigens darauf aufmerksam machen, dass der berühmte *Gattopardo* des Giuseppe Tomasi di Lampedusa möglicherweise nichts als ein schamloses Plagiat sei. Acht Jahre vor dem sensationellen Erscheinen des *Gattopardo* sei der Roman *Sette e Mezzo*, also “Siebeneinhalb”, von einem gewissen Giuseppe Maggiore veröffentlicht, leider aber nur in wenigen Exemplaren verkauft worden, weswegen die sogenannte literarische Welt keinerlei Notiz von diesem Werk genommen habe. Inhalt und Charaktere aber von “Siebeneinhalb” wiesen erstaunliche Parallelen zum *Gattopardo* auf. Giuseppe Maggiore, Professor für Strafrecht an der Universität von Palermo, mit dem Fürsten von Lampedusa natürlich



persönlich gut bekannt, sei fatalerweise ein Jahr nach der Publikation seines Romans verstorben. Er habe bedeutende Abhandlungen zum Strafrecht, aber auch zu literarischen Fragen geschrieben, einer seiner Brüder sei Professor für Augenheilkunde an der Universität zu Genua gewesen. Kurz: *Sette e Mezzo* erzähle die Geschichte einer palermitanischen Adelsfamilie während der politischen Wirren zwischen 1860 und 1866. Der Held sei ein gewisser Don Fabrizio, Marchese von Cortada, außerdem spielten seine kinderlos bleibende Frau Teodora als *femme fatale*, die ebenso wie Angelica grüne Augen habe, und ein junger piemontesischer Leutnant namens Spada ihre melodramatischen Rollen. Es gebe allerdings auch noch in einem zweiten Handlungskreis Don Fabrizios Neffen Goffredo, einen glühenden Idealisten, der eine verteilte Ähnlichkeit mit der Figur des Tancredi im *Gattopardo* habe. Der seltsame Titel *Sette e Mezzo* beziehe sich übrigens auf die siebeneinhalb Tage dauernde Revolte, die sich in Palermo im Jahre 1866 ereignet habe.

Doktor Calogero legte mit kräftig umspeichelten Mundwinkeln und hochrotem Kopf dar, dass sowohl der *Gattopardo* des Fürsten Lampedusa als auch *Sette e Mezzo* in derselben historischen Epoche sowie im selben sozialen Milieu spielten, dass die Hauptfigur in beiden Büchern den Namen Fabrizio trage, beide Figuren hätten einen Neffen, in beiden Romanen gebe es einen Hausgeistlichen, hier den Pater Pirrone, dort Don Assardi, in beiden Romanen setze die Geschichte mit einer liturgischen Handlung ein, hier die Abendandacht im Hause Salina, dort die Hausmesse anlässlich des königlichen Geburtstages im Palazzo Cortada, in beiden Werken gebe es eine beeindruckende Ballszene, hier wie dort werde eine verwesende Leiche beschrieben, einmal ein toter Soldat, ein andermal eine tote Katze. Ob es noch weiterer Beweise bedürfe? Kafka konnte nur noch erschöpft verneinen. Allerdings, so fiel sich Doktor Calogero selbst ins Wort, müsse er mit Goethe einwenden: "Wenn ich sagen könnte, was ich alles großen Vorgängern und Mitlebenden schuldig geworden bin, so bliebe nicht viel übrig".

Die literarische Welt habe ihre Gunst dem *Gattopardo* des Fürsten Lampedusa, nicht aber dessen Vorgänger, dem Roman "Siebeneinhalb" des Professors Maggiore geschenkt. Maggiore sei nicht einmal



mehr eine Fußnote in der Literaturgeschichte: missachtet, begraben, vergessen. Auch er, Doktor Lorenzo Calogero, geboren in Melicuccà in der Provinz Reggio Calabria, einer der armseligsten Landstriche Italiens, gehöre zu den erfolglosesten, unglücklichsten und zugleich begabtesten Dichtern seines an erfolglosen, unglücklichen und begabten Dichtern reichen Landes. In diesem “régiment des mal aimés” bekleide er den Rang eines Generals.

Er habe in Neapel mehr schlecht als recht Medizin studiert. Sehr viel weiter als er habe es natürlich der ebenfalls aus Melicuccà stammende, nur um fünf Jahre ältere Antonio Capua gebracht. Zweifellos sei dieser auch der bessere Arzt geworden, ein namhafter Chirurg und Radiologe, Primarius in Rom, Deputierter und schließlich Senator. Er habe, im Gegensatz zu ihm, dem kleinen Calogero, ein von der Gunst der Götter bevorzugtes Leben gelebt. Aber er ist auch weggegangen, ich dagegen bin zurückgekehrt. Es komme ihm heute noch wie ein Wunder vor, dass er, der verkannte Doktor und Poet Calogero, sein Studium trotz zahlloser Krisen, einer unseligen Liebschaft und tiefer persönlicher Demütigungen und Niederlagen erfolgreich abgeschlossen habe, doch habe er sich sein Lebtag nie als Arzt, sondern stets nur als Patient verstanden. Immer wieder einmal habe er in seiner bettelarmen Heimat aus Mitleid für eine kurze Zeitspanne die ärztliche Kunst praktiziert, zumeist mit mäßigem Erfolg und gegen schäbiges Honorar, seine eigentliche, seine höhere Bestimmung, ja Berufung aber unerschütterlich in der Poesie gesehen. In deren Dienst habe er seine ganze Kraft gestellt, an sie glaube er, aus ihr beziehe er Halt und Hoffnung, sie weise ihm den Weg durch die Labyrinth des Lebens, die in seinem Falle einer teuflischen Verschwörung glichen. Was ihm jedoch von der Welt, insbesondere von seiner Geburtsstadt und aus den italienischen Verlagshäusern entgegen schlage, das seien Ausgrenzung, Unverständnis, Verachtung und Lieblosigkeit. Sie prägten mithin sein kümmerliches Dasein.

Zweimal habe er, Lorenzo Calogero, Doktor der Medizin, dessen Gedichte ein einziger Hymnus an die Liebe seien, geliebt. Zweimal vergeblich. Sowohl die Liebe zu einer Literaturstudentin, maßgeblich ausgelebt in einer berausenden Brieffreundschaft,



die indes längere Zeit angedauert habe, als auch seine späte Liebe zu einer Krankenschwester seien auf die erbärmlichste und niederträchtigste Weise gescheitert.

Was die Frauen angehe, versuchte der kranke Kafka einzuflechten, könne er auch ein Lied mit mehreren Strophen singen, wenn er beispielsweise nur an eine gewisse... Doch weiter kam er nicht, weil ihm Doktor Calogero jäh das Wort abschnitt: Verlässliche Konstanten in seinem Unglück seien bislang einzig verschiedentlich mal kürzere, mal längere Aufenthalte in psychiatrischen Kliniken und sowie die ungezählten vergeblichen Versuche gewesen, als Dichter anerkannt zu werden. Doch außer einem Privatdruck und kleinen Publikationen in Literaturzeitschriften habe er lediglich einen einzigen Gedichtband veröffentlichen können. Und dies nur, weil sich der Dichter Leonardo Sinisgalli, der literarisch natürlich weit unter ihm stehe, einmal mehr aus Mitgefühl als aus Überzeugung für ihn eingesetzt hatte.

Dieser lächerlich kleine Erfolg habe ihm, Lorenzo Calogero, Doktor der Medizin, aber Flügel wachsen lassen. Er habe an den großen Verleger Professor Einaudi geschrieben, und als er – wie zu erwarten – keine Antwort bekommen habe, da habe er sich persönlich und mutterseelenallein auf den Weg in den Norden gemacht, die große Aktentasche zum Bersten gefüllt mit seinen unsterblichen Gedichten. Doch Professor Einaudi sei auf Reisen, habe man ihn höhnisch wissen lassen.

Sämtliche namhaften Verlage Italiens habe er, Lorenzo Calogero, wie ein armseliger Hausierer abgeklappert, doch er sei regelmäßig nicht einmal an der Loge des Pförtners vorbei gekommen. Immer wieder habe man ihn einfach stehen lassen. Kein Mensch könne ermessen, was es für ein Leben sei, ständig auf solche Weise gedemütigt zu werden, denn nichts anderes als eine Demütigung sei es ja, wenn man immer wieder stehen gelassen werde. Und so sei er, einem verarmten und heruntergekommenen Wanderzirkus gleich, eine Zeitlang von Verlag zu Verlag, von Stadt zu Stadt gezogen. Stets mit dem gleichen Resultat. Er kenne sie auswendig, diese dummen und erniedrigenden Sprüche: Der Dottore habe keine Zeit, der Dottore sei verreist, er solle sich schriftlich an den Dottore wenden ... Das



herbe Leben der Zeichen und der verlorenen Worte kenne ich, ebenso die verbrauchten Himmel, denen keine Schwalben gegönnt sind. Ein seltsamer Bettler bin ich um Liebe und Worte...

Was ihm geblieben sei nach der Heimreise? Richtig – der vollständige Rückzug. Aus allem. Von jedem. Das Reduit des Elternhauses in Melicuccà, am Fuße einer mehr und mehr verfallenden Burgruine, welch ein Symbol für sein eigenes trostloses Dasein, reduziert auf den täglichen Umgang mit Kaffee, Zigaretten und Schlafmitteln. Dazu der prasselnde Regen. Zwischen diesen zerbröckelten Säulen hoffnungsloser Tage und Nächte entstehe seine mit Herzblut geschriebene Poesie. Sie sei eine grandios tosende, eine erhabene Oper seiner Träume und Alpträume, seine Bühne für bizarre Obsessionen und zerrissene Sehnsüchte: “Blutiger Kriegsschauplatz, aber auch der Liebe einzig möglicher Ort”.

Kafka lag still in seinem Fieberkissen, hielt die dunklen tiefliegenden Augen halb geschlossen, der Wind piff um das Haus, es prasselte von den Dächern, irgendwo schlug aufdringlich ein loser Fensterladen, und der dichte graue kräftige kalabresische Landregen wollte nicht aufhören, unentwegt gegen die Scheiben zu rauschen.

Doktor Lorenzo Calogero konnte ebenfalls kein Ende finden und erzählte weiter.

Gewiss, nur selten verirrten sich Patienten zu ihm. Man traue ihm nicht: weder als Dichter, noch als Arzt. Freilich wisse man, dass er zwar schlecht bezahlt, doch freigebig und hilfsbereit gegenüber den Armen sei. Mit Hilfe seiner Nachtglocke martere ihn der ganze Bezirk. Er sei eben nun einmal auch Arzt. Was solle er tun? Immer müsse er sich begnügen. So seien die Leute in seiner Gegend. Immer das Unmögliche vom Arzt verlangen. Der Pfarrer sitze zu Hause und zerpufe die Messgewänder, aber der Arzt solle alles leisten mit seiner zarten Poetenhand. Und heile er nicht, so heiße es gleich, man solle ihn töten. Einmal dem Fehlläuten der Nachtglocke gefolgt – es sei niemals gutzumachen.

Ja, wenn es darum gehe, am Wochenende noch schnell ein Rezept oder ein Medikament zu bekommen, dann erinnere man sich seiner, dafür sei er gerade gut genug. Ansonsten aber gelte er als einer, der es draußen in der Welt zu nichts gebracht habe und deshalb



als Versager wieder an den heimischen Herd zu Mutters Rockzipfel zurückgekehrt sei.

Dieser Mann dauerte Kafka. Deshalb suchte er in seinem Fieberbett nach Worten, die den Verzweifelten trösten könnten, und stieß schließlich, unterbrochen durch heftige Hustenattacken, zwei Sätze hervor: "Niemand wird lesen, was Sie hier schreiben, niemand wird kommen, mir zu helfen. Der Gedanke, Ihnen helfen zu wollen, ist eine Krankheit und kann nicht im Bett geheilt werden".

Doch Doktor Calogero schien das nicht gehört zu haben, denn er redete ohne Unterlass weiter: So wie er zweimal in seinem Leben voll Inbrunst geliebt habe, den Himmeln, Winden, Meere habe er Liebesbriefe geschickt, die seiner Einsamkeit vorausgeeilt seien, so habe er schon zweimal versucht, seiner nichtswürdigen Existenz ein Ende zu setzen. Doch selbst dabei habe er sich als Versager erwiesen: "Ich bin ein *inetto*, ein Untauglicher, ein Nichtswürdiger, eine Niete, eine Null". An der Blume der Poesie, die an seiner Seite gleich einem Geschwür wuchere, gehe er zugrunde. Und sollte es ihm wider Erwarten endlich doch noch gelingen, sich aus der Welt zu schaffen, so habe er, ein Mann für die reine Stille, bereits Vorkehrungen für die Ewigkeit getroffen und auf seinem Nachttischen einen Brief hinterlegt, bestehend lediglich aus einem einzigen Satz: "Vi prego di non seppellirmi vivo. Ich bitte euch, mich nicht lebendig zu begraben".

*

Mit diesen Worten beendete die Witwe Bordoni ihre Erzählung und stellte nachdenklich, still eine Flasche Grappa mit ein paar Gläsern auf den Tisch. Erst nach einer Weile feierlichen Schweigens fand die Wirtin wieder zu ihrer Sprache und meinte nebenbei, es handle sich hier zwar nur um den Schnaps kleiner Leute, doch sei das Geheimnis seiner Herstellung, das auf die Kreuzritter zurückgehe, längst nicht so alt wie die Armut und das Elend jener, die er tröste. Schließlich fügte sie ein wenig kleinlaut mit verlegenem Gesichtsausdruck hinzu, man hätte die Geschichte natürlich noch besser erzählen können.



Mutig von den ersten Schlucken des Tresterbrandes, der in mich eingedrungen war wie Feuer, erhob ich mich und zitierte, so gut ich eben konnte, Joseph Conrad, der einmal gesagt habe, alles, was man tue, könne besser getan werden. Aber das sei eine Art Gedanke, die jemand, der etwas tue, entschlossen beiseitelegen müsse, wenn er nicht wolle, dass seine Idee für immer ein Wunschbild bleiben solle, ein flüchtiges Traumgebilde...